
Christian Struck

Meridiane und Tropen

Zur performativen Poetologie Paul Celans

I.

Der Meridian, Celans Rede anlässlich der Verleihung des Georg-Büchner-Preises am 22. Oktober 1960 in Darmstadt,¹ ist ein Fest der Poesie – ein Stück verdichteter Prosa. Dem Vortrag eignet eine Dichte und Dunkelheit, die oft auch Celans Gedichten zugesprochen wird; so attestieren die zahlreichen Besprechungen ihm denn auch meist, wie Helmut Müller-Sievers kritisiert, drei Elemente: »First, that the speech must be understood as an auto-poetological statement; second, that Celan is the best, or at least the most authentic, interpreter of his own poetry; third, that there exists a theoretical discourse that can seamlessly connect Celan's poetology to his poetic practice.«²

Dieser Kritik wird insofern wider- oder entsprochen, als ich hier den ersten wie auch den dritten Aspekt bestätige, allerdings anders als von Müller-Sievers gesehen: Die Rede bildet meines Erachtens nicht so sehr eine Theorie Celans zu seinen eigenen Gedichten, sondern stellt vielmehr bereits die *Ausführung* einer Poetologie dar – operiert mithin also performativ. Das gleiche Argument, das Müller-Sievers nutzt, um dagegen zu argumentieren, dass es sich bei der Rede um eine Poetologie handelt, ist für diesen Ansatz eher ein Argument *dafür*:

The legitimacy of assuming such a connection between universality (of theory) and singularity (of the poem) is a question that troubles literary theory as such; in Celan's case, however, it poses itself with unprecedented urgency since the relation of the singular to the universal, the possibility of reference and of communication, and the representability of history are all radically questioned by and in his poetry.³

Diese von Müller-Sievers genannten Eigenschaften erachte ich dabei nicht nur für Celans Poesie als relevant, sondern im gleichen Maße für den *Meridian*. So lässt sich auch das Verhältnis zwischen »universaler Theorie« und »konkreter Dichtung« zwar nicht als nahtlose Verbindung, aber doch als ein direktes Verhältnis erkennen; damit stellt sich die Frage jedoch umso mehr, inwieweit Theorie sich auf Dichtung beziehen lässt. Oft geschieht dabei, wie auch Müller-Sievers anmerkt, die Zuordnung der von ihm genannten Elemente wie in einer

Black Box. Das Argument ist meist: Es handelt sich um Dichtung/Literatur, also kann dem Werk ›mehr‹ oder zumindest etwas anderes zuerkannt werden als ›anderen‹ Texten. Diese blinde Übertragung, irgendwo zwischen Ästhetik und Epistemologie verortet, gilt oft als absolut selbstverständlich – insofern muss in der Tat die Legitimität dieser Zuordnungen stets erneut hinterfragt werden.

Ich versuche daher in diesem Aufsatz der Frage nachzugehen, was im Text geschieht, das diese Zugriffe legitim macht – oder zu machen scheint. Es geht dabei nicht (so sehr) darum, eine spezifische Theorie zu bevorzugen – wenngleich das hier Vorgelegte natürlich auch Theorie ist –, als um eine Untersuchung der Funktionsweise dieses theoretisch-poetischen Textes – und um die Frage, ob die darin entwickelten Aussagen auf Dichtung und Kunst im Allgemeinen übertragen werden können, und wenn ja, wie. Dieses spezifische Verfahren mitsamt seinen mannigfaltigen Ebenen – die internen Gespräche über Kunst und Dichtung in einem Text, der eben selbst gedichtet, verdichtet ist – dieses Verfahren wird hier im Hinblick auf seine spezifische Materialität gelesen und als eine – mit Augenrollen im doppelten Sinne – ›wegweisende‹ Art verstanden; in der Rede kehrt der Meridian, wie treffend von Philippe Lacoue-Labarthe beobachtet, als Trope wieder – als Ort wie als Bild – und der Weg zu und auf dem Meridian kann als die Aufgabe betrachtet werden, die Celan sich darin stellt.⁴

II.

Der Vortrag ist, dem Preis angemessen, um das Werk Georg Büchners gebildet, dessen Dramen und Prosatext Celan aufgreift und in neue Verhältnisse zueinander setzt – am Faden von Kunst und Dichtung, den Kunstgesprächen in Büchners Werk, sowie (am Konzept) der *Begegnung* entlang: Die Formel »meine Damen und Herren« wird in der kurzen Zeit achtzehnmal verwendet – ein absolutes Übermaß an Anrede, eine Evokation von Nähe und Begegnung, die aufstoßen muss – und aber die Frage der Angemessenheit selbst anspricht: »Meine Damen und Herren, mir ist heute eine sehr hohe Ehre zuteil geworden« (M, 30). Diese Form der Poetologie scheint für Celan also einen Versuch darzustellen, angemessen auf die Preisverleihung zu antworten, indem er dessen eigene Angemessenheit thematisiert, wie es etwa von Derrida nicht unbekannt ist.

Doch nicht nur die formelhaften Anreden stechen hervor. Die andauernde Beschwörung einer Gemeinschaft, eines gemeinsamen Erlebens oder der geteilten Erfahrung hat zwei Dialoge zur Folge – einen *gegenwärtigen* zwischen dem Gewürdigten und den würdigenden Anwesenden, aber auch, und vielleicht noch mehr, einen *historischen* zwischen den in der Rede zitierten oder evozier-